

von Trient zur „katholischen Konfessionalisierung“ erörtert der Verfasser in einer Studie, die vor allem auf die „Konfessionalisierung bei der Rechtfertigungslehre“ eingeht und zu zeigen vermag, dass in dieser Frage manche fruchtbare theologische Ansätze „konfessionalistischen Tendenzen“ geopfert wurden (517).

Unserer Gegenwart nähern sich die Aufsätze über die Theologische Fakultät der Universität Würzburg. Wir erleben den Prozess einer „Germanikerpolitik“ (581), die auf die Berufung von in Rom ausgebildeten Theologen abzielte, aber mit Gelehrten wie Denzinger, Hettinger und Hergenröther durchaus zum „wissenschaftlichen Ruf der Würzburger Fakultät um die Mitte des 19. Jahrhunderts“ beitrug (618). „Neue Gestalten“ und „neue Richtungen“ kamen gegen Ende der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts zum Zug (591ff). Schell und Ehrhard, die durchaus nicht immer eines Sinnes waren, sind in diesem Zusammenhang als wichtige Repräsentanten zu nennen. Erfreulicherweise wird auch die von Ganzer veröffentlichte Stellungnahme Ehrhards zu Schells Denkschrift „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts“ von 1897 zum Abdruck gebracht (erste Edition 1983), die von der Neuauflage des LThK (vgl. Artikel Ehrhard) leider nicht berücksichtigt wurde. Die anregende Studie „Der Beitrag Sebastian Merkles zur Entwicklung des katholischen Lutherbildes“ würdigt einen Aspekt im Schaffen des bedeutenden Würzburger Kirchenhistorikers und kommt u.a. zum Ergebnis: „Lortz hat in viel stärkerem Maße aus Merkle geschöpft, als er wahrhaben will“ (713).

Wir haben nur einige Beispiele herausgegriffen. Doch bei allen Abhandlungen besticht der saubere Umgang mit den Quellen und der Literatur, die Differenziertheit und Klarheit der Darstellung sowie die große Redlichkeit des Autors, der bei aller Liebe zur Kirche nie auf eine billige Apologetik hineinfällt.

Linz

Rudolf Zinnhöbler

■ BRANDT HANS JÜRGEN/HENGST KARL,
Das Bistum Paderborn im Industriezeitalter 1821–1930 (Geschichte des Erzbistums Paderborn Bd. 3). Bonifatius, Paderborn 1997. (613, 23 Abb., mehrere Karten). Geb. DM 78.–.

Die Geschichte eines von seiner eigenen Diözese so weit entlegenen Bistums zu besprechen, fällt dem Rezensenten nicht leicht, da er keinen Anspruch auf wirkliche Kompetenz erheben kann und es mit Vorgängen und Entwicklungen zu tun hat, die sich von den ihm vertrauten oft stark unterscheiden. Er möchte seine Aufgabe dadurch

lösen, dass er einerseits die Art der Darstellung zu würdigen versucht und andererseits jenen Ereignissen Aufmerksamkeit schenkt, die von allgemeiner kirchengeschichtlicher Bedeutung sind.

Gleich beim Aufschlagen des Bandes wird man mit einer plakativ gestalteten Bistumskarte konfrontiert, welche einem die komplexe Situation, die sich aus der Neuumschreibung der Diözese von 1821 ergab, optisch eindrucksvoll nahebringt. Der „westfälische Anteil“ und der „sächsisch-thüringische Anteil“ des Bistums waren räumlich voneinander vollkommen getrennt; dazwischen lagen die Bistümer Fulda und Hildesheim. Da die beiden Diözesanhälften jeweils eine andere Geschichte hinter sich hatten, waren sie auch konfessionell völlig anders strukturiert. Insgesamt war das große Bistum ein Diasporabistum, „das vor dem Kulturmampf einen Katholikenanteil von 16 Prozent aufwies und später 22 Prozent nicht überstieg“. Die Berücksichtigung der großen Unterschiedlichkeiten stellte nicht nur die damalige Seelsorge, sondern auch die Autoren bei ihrer Darstellung vor eine große Herausforderung.

Im 1. Abschnitt wird dem „Raum“ und der „Entwicklung“ Beachtung geschenkt. Zunächst werden „Bistumsregionen und Organisation“ behandelt, womit der Rahmen für das ganze Buch abgesteckt wird. Hier werden grundlegende Fakten nüchtern vermittelt. Im nächsten Kapitel, in welchem auf die Sozialverhältnisse und die Beziehungen von Politik und Kirche eingegangen wird, kommt bereits die Darstellungskraft der Autoren voll zur Geltung. Der Leser wird zunächst mit „Werdegang und Eigenart des Paderborner Katholizismus“ im Zeitabschnitt von 1821 bis 1930 vertraut gemacht. Vor dem Hintergrund der „Frühindustrialisierung“ mit ihren erschreckenden Begleitumständen (Kinderarbeit von Fünf- und Sechsjährigen bis zu 18 Stunden am Tag; 1839 Verbot der Arbeit für Kinder unter neun Jahren und Einschränkung der Arbeitszeit auf achteinhalb Stunden; Auswanderung vieler, vor allem nach Nordamerika) und des „Staatsabsolutismus“, der zur Folge hatte, dass auch ein katholischer Bischof seine Diözese praktisch als „untergeordneten Verwaltungsbezirk“ der preußischen Regierung entgegennehmen und dem König geloben musste, ihm „unterthänig, treu, gehorsam und ergeben“ zu sein, zeichnete sich ein deutliches „Erwachen des katholischen Bewusstseins“ (Ultramontanismus) ab. Aufgrund des bekannten „Kölner Ereignisses“ war Erzbischof Droste Vischer 1837–1839 in Minden (Bistum Paderborn) inhaftiert. „Allmorgendlich“ eskortierten ihn sein Kaplan und ein Gendarm „zur Messfeier in den nahen Dom“. Das

gab der katholischen Sache einen gewaltigen Auftrieb. Ungefähr mit der Revolution von 1848 setzte auch die „industrielle Revolution“ ein. Zwölf bis vierzehn Stunden am Tag, bis 1891 auch an Sonntagen, musste in den Betrieben gearbeitet werden. Damals begann bekanntlich Bischof Ketteler von Mainz „Sozialreformen durch den Staat anzumahnen“! Aufgrund der 1848 proklamierten „Freiheiten“ erlangte aber auch die katholische Kirche in Preußen eine Freiheit, welche sie „in katholischen Monarchien wie Bayern oder Österreich“ nicht genoss. In zwei Jahrzehnten stieg die Katholikenzahl von 538.000 auf fast 700.000 an. Damals erhielt der „Paderborner Katholizismus seine eigene Prägung“. Die Kirche war jetzt sozusagen für den „Kulturmampf“, der mit der Zeit der Hochindustrialisierung zusammenfällt, gerüstet. Bischof Konrad Martin wurde festgenommen, floh aber schließlich nach Belgien, von wo aus er weiterhin Einfluss auf die Leitung seiner Diözese nahm. Bismarcks Kulturmampf führte paradoxe Weise zu einer Stärkung des Katholizismus, weil er zu einer Sammlung der katholischen Kräfte beitrug. Freilich hinterließ der Kampf auch tiefe Wunden, die nur allmählich vernarbten, und Ruinen, die nur mühsam wieder aufgebaut werden konnten. In der „Wilhelminischen Ära“ von 1888 bis 1918 lauteten dann allerdings die Schlüsselbegriffe für das Verhältnis von Staat und Kirche „Versöhnung“ und „Eintracht“. Ein Symbol hierfür war 1892 die Weihe Bischofs Simars, bei der über dem Weihealtar „lange schwarz-weiße preußische und gelbweiße päpstliche Fahnen“ herabhängten! Die „Weimarer Republik“, die, was die Kirchenfragen betrifft, in ihrer Verfassung auf 1848 zurückgriff, ermöglichte es auch den Katholiken, wieder an alte Traditionen anzuknüpfen. Und auch nach dem Ersten Weltkrieg ereigneten sich „religiös-kulturelle Aufbrüche“ von beachtlicher Intensität. Es war die Zeit der großen Bewegungen (Liturgie, Exerzitien, Volksmission, Bibel, Frieden, Ökumene). Auch entstanden von 1919 bis 1930 über 70 neue Pfarrgemeinden beziehungsweise Seelsorgestationen im Bistum.

Abschnitt 2 befasst sich mit der Bistumsleitung und enthält ein bemerkenswert gutes Kapitel über den Weltklerus. Mit einem Schnitt von über 33 Priesterweihen pro Jahr (Tiefpunkt 15, Höhepunkt 66) stand die Diözese recht gut da. Als wichtiger „Förderer“ des Priernachwuchses erwies sich das „katholische Pfarrhaus“. Ein Beispiel: Pfarrer Heinrich Sauer von Helden konnte während seiner Amtszeit in seiner 1.300-Seelen-gemeinde über 40 Priesterberufe wecken. Im 20. Jahrhundert wurde das „Klemens-Hofbauern-Hilfswerk“ zur Förderung von Spätberufenen bedeutsam. Es entstand 1922 „als zweites des

2. Bildungsweges in Europa überhaupt“. Wo die erste Gründung dieser Art erfolgte, geben die Autoren nicht an. Das vergleichbare Canisiuswerk in Österreich begann jedenfalls schon 1918! Das Kapitel über die Laien macht bewusst, dass der frühere, kirchenrechtlich verengte Laienbegriff („Personen, welche keinen priesterlichen Charakter haben“) im Bistum Paderborn „die kirchliche Wirklichkeit nicht traf“. „Unter den Herausforderungen der Diaspora und der Industrialisierung ... organisierten Laien bereits vor der Jahrhundertmitte (19. Jh.) in priesterlosen Diasporagebieten ... Seelsorgestationen, erteilten Katechesen, beerdigten die Toten und leiteten die sonn- und feiertäglichen Gottesdienste.“ Näher eingegangen wird auch auf die „geistlichen Bewegungen“ (für die „Kalandbruderschaften“, S. 285, hätte man sich eine Begriffserklärung gewünscht), wobei deren teilweise Nähe zu den Ordensgemeinschaften betont wird. Erfreulich positiv werden die Vereine gesehen. Sie werden nicht primär als Flucht ins „Ghetto“ aufgefasst, sondern als Beitrag zur „Krisenresistenz“ gegen linke und rechte „Totalitarismen“ nach 1918 beziehungsweise 1938. Das Faktum, dass beim Katholikentag in Bochum 1889 – außer einem Erzbischof von Edessa – kein Bischof zugegen war, kommentieren die Autoren nicht. War es ein Ausdruck für das Bewusstsein, dass Katholikentage (als Generalversammlungen der katholischen Vereine) primär als eine Angelegenheit der Laien empfunden wurden?

Der *3. Abschnitt* des Buches ist dem kirchlichen Leben gewidmet. Im Zusammenhang mit der Liturgischen Bewegung erfahren wir u.a., dass die Zisterzienser von Hardehausen schon Ende der 20er Jahre liturgische „Messwochen“ hielten und dabei „versus populum“ zelebrierten. Auch Auswüchse kamen vor. So gab es Bilder, die Maria als Priesterin zeigten, was im Paderborner Amtsblatt jedoch schon 1916 verboten wurde. Im Kapitel „Volksfrömmigkeit und Brauchtum“ kommen auch die Prozessionen und Wallfahrten zur Sprache. Dass die Fronleichnamsprozessionen nach 1848 – mehr als 300 Jahre nach der Reformation! – wieder auflebten, hängt mit dem 1850 erlassenen „Vereinigungs- und Versammlungsrecht“ zusammen. Bei der Prozession in Unna (östlich von Dortmund) nahmen übrigens auch „zahlreiche Protestanten teil“, und in Höttensleben (Kommissariat Magdeburg) „läuteten dazu sogar die Glocken der evangelischen Kirche“. Ist das ein Ausdruck für ökumenische Gesinnung oder nur für die Betätigung wiedererlangter Freiheiten?

Der stattliche Band zeichnet sich durch eine vorwiegend positive Sicht der Entwicklungen aus, was ich für keinen Fehler halte. Ein eingehendes

Register, das Stichproben fast durchwegs standgehalten hat, erschließt den lesenswerten Band, dem eine gute Akzeptanz zu wünschen ist.

Linz

Rudolf Zinnhöbler

■ MACCULLOCH DIARMAID, *Die zweite Phase der englischen Reformation (1547–1603)* und die Geburt der anglikanischen via media. (KLK 58) Aschendorff, Münster 1998.

Der Verfasser, anglikanischer Geistlicher und Professor in Wesley College/Bristol, kokettiert in kulturell bedingter Selbstdironie mit der „natürlichen Subjektivität“ aller Kirchengeschichte, um dadurch seine elegante Objektivität, redliche Wissenschaftlichkeit und nuancenreiche Darstellung umso überzeugender darzutun.

Die englische Reformationsgeschichte ist geeignet, vor allem in einem Kulturkreis mit spürbaren josephinischen Traditionen Verständnishilfen zu bieten. Denn was Heinrich VIII. „reformierte“, unterschied sich nur unwesentlich von den Maßnahmen der meisten katholischen Mächte auf dem Kontinent. Nur erfolgten die staatskirchlichen „Reformen“ der römisch-katholischen Spanier, Portugiesen, Franzosen, der Gallikaner und Josephiner teilweise erst 250 Jahre später. Schwere Eingriffe in die kirchlichen Strukturen wie die Aufhebung von Klöstern, Neueinteilung der Diözesen und rituelle Veränderungen, die Bekämpfung der volkstümlichen Frömmigkeit, vor allem der Heiligenverehrung und die Pietätlosigkeit gegenüber Reliquien war durchwegs nicht nur auf die „Schismatiker“ beschränkt. Das einzige Neue, was den wirklich gravierenden Unterschied ausmachte, war die auch formal vollzogene Trennung von Rom. Der staatliche Absolutismus allein war nicht imstande, das unvergleichliche anglosächsische Phänomen des Freikirchentums zu verhindern, das auch den klassischen Vorstellungen der großen Reformatoren nicht entsprach.

Stefan Hanke übersetzte gut lesbar. Allerdings fehlten ihm offensichtlich fachkundige Lektoren. Ich gebe nur einige Beispiele an: Das berühmte „Prayer-Book“ ist nur sehr entfernt als „Gebetbuch“, vielmehr als Rituale oder in der Sprache der Zeit als „Agendenbuch“ anzusprechen. „Chantries“ würde ich als „Messbenefizien“ und „Kollegiatstifte(r)“ übersetzen. „Religious activities“ sollte nicht abwertend mit „Praktiken“ (15), sondern mit „Veranstaltungen“ wiedergegeben werden. Für „Foundations“ sollte man „Stiftungen“, nicht „Gründungen“ sagen. (15, 17) „Fabric“ (17) hat natürlich nichts mit unserer „Fabrik“ zu tun, sondern mit dem „bunten Muster“ mittelalterlicher Frömmigkeit. Die päpstliche „Supremacy“ ist sachlich eindeutig

der päpstliche Primatsanspruch, eher nicht die „Oberherrschaft“ (16). „Approach“ (18) ist hier schlicht und einfach die „Methode“, nicht ungelenk die „Herangehungsweise“.

Die deutschsprachigen Leser werden dieses niveaureiche Buch dem Herausgeber Prof. Smolinski danken.

Salzburg/Wilhering

Gerhard B. Winkler

■ HARTMANN GERHARD/SCHNITH KARL (Hg.), *Die Kaiser. 1200 Jahre europäischer Geschichte*. Styria, Graz 1996. (877, zahlr. Abb., Stammtafeln, Karten). Ln. S 584,-/DM 80,-/sFr 72,50.

Der Titel des Werkes lässt sich rechtfertigen, obwohl darin nicht nur „Kaiser“ behandelt werden, sondern auch „Könige“. Die Idee des Imperiums, des „Heiligen Römischen Reiches“, hält ja die Herrschergestalten zusammen, auch wenn diese den Kaiserrang nicht erlangten. So ließ sich etwa Ludwig der Bayer (1328) in Rom sogar durch einen Laien krönen (409) und König Wenzel (1378–1400) strebte, wenn auch vergeblich, einen Romzug zwecks Kaiserkrönung an (434). Der „Kurverein“ von Rhense aber beschloss 1338 sogar, dass der gewählte römische König auch ohne Krönung durch den Papst die Kaiserwürde habe. Die Kaiseridee war also das beherrschende Prinzip! Aus diesem Grund sei dem Benutzer des Buches empfohlen, zuerst die interessante Abhandlung von G. Hartmann über das „Heilige Römische Reich“ zu lesen (788–806), in der die erwähnten Bezüge anschaulich vor Augen geführt werden.

Mit dem Buch ist dem Verlag ein überaus nützliches Nachschlagewerk gelungen. Ausgehend vor allem von den früher erschienenen Werken „Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern. Von den Karolingern zu den Staufern“ (K. Schnith, 1990) und „Die Habsburger in Lebensbildern“ (K. Reifenscheid, 1982) sowie angereichert um Biographien der Herrschergestalten des Spätmittelalters und der Hohenzollern-Kaiser wird nun ein Bogen 1200-jähriger europäischer Geschichte von Karl d.Gr. bis zum Zusammenbruch der Monarchien 1918 gespannt.

Die geschickte Aufbereitung des Materials, die Berücksichtigung aller relevanten Daten, die Einfügung von Stammtafeln und die gute Lesbarkeit der Lebensbilder sind Vorteile, die Hervorhebung verdienen. Die Beigabe eines Verzeichnisses einschlägiger Literatur und eines Personenregisters erhöht die Brauchbarkeit und erlaubt Einstiege auch für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den behandelten Personen und Materien. Dass das Buch nicht frei ist von Druckfehlern und bei den einzelnen Biographien